

Bernd W. Seiler

# Es begann in Lesmona

Auf den Spuren einer Bremer Liebesgeschichte

Vierte, durchgesehene Auflage 1999

© 1993 Johann Heinrich Döll Verlag GmbH

Oberneulander Landstraße 185, 28355 Bremen

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, insbesondere fotomechanische Wiedergabe jeder Art oder auszugsweiser Nachdruck sind vorbehalten.

ISBN 3-88808-200-5

**Johann Heinrich Döll Verlag**

Kapitel 2

*Magdas Ehe mit Gustav Pauli*

„Wat schrifft, dat blifft“, sagt ein niederdeutsches Sprichwort, und wenn es für das ‚Bleiben‘ angesichts der steigenden Bücherflut auch längst keine Gewähr mehr gibt, so sind für Nachforschungen schriftliche Hinterlassenschaften doch noch immer das beste. Was die Lesmona-Geschichte angeht, so ist man überrascht, wie viel zu diesem scheinbar so privaten Lebensstoff im ganzen doch überliefert ist. Das beginnt schon bei Magda selbst, von der durchaus mehr als nur ihre Mädchenbriefe existieren. Drei Jahre nach diesen erschien – auch wieder unter ihrem Pseudonym Marga Berck – ihr Buch *Die Goldene Wolke*, in dem sie ihr Leben in Bremen bis zum Ersten Weltkrieg schildert, wo dort unter diesem Namen ein kunstsinniger Freundeskreis um sie und ihren Mann versammelt war. 1957 folgte ihr Büchlein *Aus meiner Kinderzeit*, in dem sie die Jahre in ihrem Elternhaus bis 1891 behandelt, sowie daran sich anschließend eine unveröffentlicht gebliebene Erzählung über ihre Internatszeit in der Schweiz. Aus ihrem vorletzten – vierundneunzigsten – Lebensjahr gibt es dann noch ein Manuskript über ihren Aufenthalt in Mecklenburg zu Ende des Zweiten Weltkrieges, wo sie – schon Witwe – den Einmarsch der Roten Armee erlebte.

Aber auch ihr Mann, Gustav Pauli, hat Bücher hinterlassen, und zwar nicht nur welche in seiner Eigenschaft als Kunsthistoriker, sondern auch einen vollständigen Lebensrückblick. *Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten* heißt das 1936 in Tübingen erschienene, vierhundert Seiten starke Werk, mit dem er sich also der Öffentlichkeit schon vorgestellt hatte, lange bevor sie noch einmal ein Porträt als Rudi Retberg von ihm entwarf. 1866 geboren, behandelt er darin in fünf großen Kapiteln seine Bremer Kindheit und Jugend, dann die Studien- und Wanderjahre mit der Bibliothekarszeit in Dresden, danach die Jahre von 1900 bis 1914, als er Direktor der Bremer Kunsthalle war, ferner in einem Überblick seine Reisen und schließlich die zwei Jahrzehnte bis 1934, in denen er die Hamburger Kunsthalle leitete. Da er zwei Jahre nach der Veröffentlichung starb, war dies auch zugleich sein Schlußwort. Aber auch seine kunsthistorischen Arbeiten – über die Renaissance in Bremen, über Max Liebermann, über Paula Moder-

sohn-Becker, über Klassizismus und Romantik und manchen anderen Gegenstand - sind für sein Wesen nicht unaufschlußreich. Niemand kann nun einmal über solche Gegenstände größere Abhandlungen schreiben, ohne nicht auch von sich selbst das eine und andere preiszugeben. Äußerungen in den Büchern von Freunden und Berufskollegen schließen sich an, dazu Aufzeichnungen auch aus dem Familienkreis, und so läßt sich im ganzen doch ein recht vollständiges Bild vom Leben dieser Menschen gewinnen – auch von Fall zu Fall in dem, was nicht darüber gesagt wird.

Was ergibt sich daraus für das weitere Schicksal Magdas? Wo sich der Vorhang in *Sommer in Lesmona* über der Szene schließt, am 15. März 1896, ging jedenfalls wirklich ein Lebensabschnitt für sie zu Ende. Vier Tage später ging sie, Carlota Magdalene Melchers, 20 Jahre alt, mit dem zehn Jahre älteren ‚Bibliothekar‘ Dr. Theodor Gustav Pauli amtlich die Ehe ein und wurde am 21. März in der Ansgariikirche getraut. Und es war Bertha gestorben, die einzige, die gänzlich wußte, welches Opfer sie damit auf sich nahm. Doch Bertha, die immer um sie Besorgte, hatte ihr zuletzt noch einen Dienst erwiesen: daß sie nun weinen durfte. „Heiß und leidenschaftlich“, schreibt sie in ihren Kindheitserinnerungen, habe sie um die Freundin getrauert, und wir wollen denken, daß sich darin auch ein Teil ihres eigenen Kummers löste. Und noch in einem anderen Sinne zog der Tod Berthas einen Schlußstrich. Es gab nun niemand mehr, dem sie so wie bisher ihr Herz hätte ausschütten können, niemand mehr jedenfalls wollte über das Weitere dieser Verbindung noch etwas von ihr wissen. Berthas Mann gab ihr, wie es sich gehörte, die Briefe zurück, die ihn im letzten Jahr zum Mitwisser ihrer Entscheidungssorgen gemacht hatten, und mit den anderen, denen ihr Kummer nicht verborgen geblieben war, mit ihrem Freund Max und ihrer Vertrauten Linsche, kam sie wegen ihres Wegzuges nach Dresden nicht mehr in Berührung. So war sie von einem Tag zum anderen in dieser Sache mit sich allein.

Für die Wunde, die heilen mußte, war dies vielleicht gut, was es über ihre Ehe aussagt, ist am Ende doch traurig. Denn allein ist sie damit auch geblieben, immer, d.h. auch mit ihrem Mann hat sie sich über diese Sorgen nie ausgesprochen. Gewiß, solche Aussprachen müssen nicht sein. Am Anfang ist es für sie meistens noch zu früh, und später, wenn alles gut geht, sind sie auch wohl nicht mehr notwendig. Wenn es allerdings wie hier dazu kommt, daß der Ehemann Lebenserinnerungen verfaßt und sich mit seinen Äußerungen über die Vor-

geschichte seiner Ehe regelrecht blamiert oder zumindest in ein schiefes Licht bringt, gibt einem solche Zurückhaltung doch zu denken. Dabei geht es keineswegs um Widersprüche zu ihren Briefen, von denen er gar nichts gewußt und an deren Veröffentlichung auch sie damals nicht gedacht hat. Es genügt, daß ihr wie einigen anderen bei der Lektüre seines Werkes ein „Wenn Du wüßtest“ durch den Kopf gehen konnte oder mußte und daß sie dies nicht verhindert hat und auch wohl gar nicht hätte verhindern können. Denn vermutlich hat er ihr nichts von dem, was er schrieb, vor der Veröffentlichung gezeigt, sondern ihr einfach im Herbst 1936, mag sein zu ihrem Geburtstag, das fertige Buch überreicht, versehen mit der eingedruckten Widmung: „Meiner lieben Frau Magdalene geb. Melchers“.

Was sagt er darin über sein Verhältnis zu ihr. Wer aufgrund der Widmung erwartet, daß er sich mit ihr in dem Buch auch ausführlich beschäftigt, wird bereits enttäuscht: sie wird darin nicht mehr als fünf- oder sechsmal erwähnt. Daß sie vier Jahrzehnte lang der begehrte und umschwärmte Mittelpunkt seines Hauses war, vermag man nicht einmal zu ahnen. Gewiß, in den meisten solcher Lebenserinnerungen wird von den Ehefrauen wenig gesprochen. Die Darstellung des beruflichen Wirkens, auf die es ihnen hauptsächlich ankommt, läßt nun einmal den Blick auf das Privatleben leicht als überflüssig oder gar deplaziert erscheinen. Daß das Wenige, was hier gesagt wird, aber auch noch so unfrei, um nicht zu sagen unaufrichtig wirkt, stellt sich freilich doch als Ausnahme dar, und dies um so mehr, als Pauli nur über die weit zurückliegende Verlobungszeit spricht. Warum, wenn ihm diese nicht behaglich war, überhaupt sein Eingehen darauf? Offenbar gab es hier etwas, mit dem er zeitlebens nicht fertig geworden war.

Das erste ist schon, daß er seine Verlobung als etwas ganz Nebensächliches einführt, als Anhängsel einfach an erinnerte Aufenthalte in der Bremer Vahr. Das letzte schöne Erlebnis dort sei gewesen, führt er aus, wie Ende August 1894 eine seiner Kusinen ihr Verlobungsfest gefeiert habe, und fügt hinzu: „auf dem ich mich selber verlobte mit der Schwester des damaligen Bräutigams“. Schluß. Erst einhundert Seiten später, man sollte es längst für vergessen halten, greift er diese Bemerkung mit einem „Wie bereits früher erwähnt“ wieder auf und erklärt, daß er seine Braut ursprünglich am Genfer See kennengelernt habe und daß seine Schwiegereltern, da er damals noch lungenkrank gewesen sei, gegen die Verbindung zunächst Einwände gehabt hätten.

„Wir Verlobten freilich waren anderer Ansicht“, fährt er fort, „und haben die anderthalb Jahre der Wartezeit, die uns auferlegt wurden, nicht leichten Herzens ertragen.“ In gewisser Weise sogar wahr, wie wir wissen, wenn auch aus anderen Gründen als den hier unterstellten, und dies erst recht, wenn er im Tone der Erleichterung schließt, daß „endlich, am Tage von Frühlingsanfang 1896“, die Hochzeit gefeiert werden konnte. Also sind ihm ihre Skrupel und Kämpfe verborgen geblieben? Dies doch wohl nicht. Denn welcher Schatten mit Berthas Tod für seine Braut auf diese Hochzeit fiel, kann er ja nicht vergessen haben, und daß er auch dies nicht erwähnt, kann nur heißen, daß er sich bewußt nicht erinnern wollte. Offenbar waren ihm die gemischten Gefühle seiner Braut nur zu klar, und so ist er auf Bertha, die er in sie eingeweiht wußte, lieber gar nicht eingegangen.

Über seine Gründe, sich mit Magda zu verloben, spricht er nicht, auch nicht darüber, daß sie zehn Jahre jünger war als er und bei jener ersten Begegnung am Genfer See – im Frühjahr 1893 – erst 17 Jahre alt (weshalb es auch drei Jahre waren und nicht nur anderthalb, die bis zur Hochzeit vergingen). Gewiß, auch dies könnte einfach Zurückhaltung sein. Warum äußert er sich dann aber geradezu schwärmerisch darüber, wie sehr er einst seine Tanzstundendame geliebt habe, ein Wesen von „unbeschreiblicher Anmut“, wie er sich erinnert? Zufällig gewiß nicht, denn an dieser Stelle folgt eine so drastische, ja zynische Belehrung über das, was das Ergebnis dieser Liebe war, daß ein grundsätzliches Bekenntnis dahinter vermutet werden muß. Jene ‚Sylphe‘ nämlich, so seine Äußerung, habe sich damals statt mit ihm mit einem 30jährigen vierschrotigen Rechtsanwalt verlobt, einem in seinen Augen ‚so alten Kerl‘, daß ihm dessen Bevorzugung ganz unbegreiflich erschienen sei. „Allein“, so seine nachträgliche Einsicht, „mit achtzehn Jahren ist ein unwissender Backfisch *in puncto puncti* gescheitert als ein gelehrter Primaner“.

Delikat fürwahr. Denn war nicht auch seine Frau achtzehn Jahre alt, als sie sich mit ihm verlobte, und könnte nicht also auch sie gewußt haben, warum sie ihn irgendeinem ‚Primaner‘ vorzog? Daß er sich dafür der anzüglichen Wendung ‚in puncto puncti‘ bedient und so der ganzen Entscheidung einen Stich ins Lüsterne gibt, nimmt sich angesichts seiner sonst immer vornehmen Ausdrucksweise freilich merkwürdig verächtlich aus und wird auch durch das halbe Lob ihrer oder generell der weiblichen Gescheitheit in solchen Dingen nicht aufgewogen. Doch ist wohl nicht zweifelhaft, was dies besagen soll: Daß

sich so ein Mädchen nicht beklagen möge, wenn sie von dem mit so viel Berechnung ausgesuchten Älteren dann nicht ebenso geliebt werde wie einst von dem schwärmerischen Jüngling. Was auch immer sich der Ältere aus dieser Verbindung erhofft haben mag – Lieblosigkeit jedenfalls hätte sie ihm in Anbetracht ihrer eigenen schlau kalkulierten Entscheidung nicht vorzuwerfen.

Das unvermutet Derbe dieser Belehrung – derb auch, wenn man bedenkt, daß jene Tanzstundendame und ihr vierschrotiger Rechtsanwalt noch zu den Lesern seines Buches gehören konnten – läßt freilich nicht verkennen, daß Pauli hier etwas abwehrt. Es war ihm eben doch peinlich, daß er eine Frau geheiratet hatte, die er nicht liebte. Und es zeugt auch von Eifersucht gegen jenen ‚Primaner‘, den sie einst mehr als ihn und wirklich geliebt hat. Oder nicht einmal von Eifersucht, wie sie im August 1895 an Bertha schreibt, sondern nur von dem Ärger des „großen Bernhardiners, der den Knochen selbst gar nicht fressen will, aber auch nicht will, daß der Schäferhund damit spielt“? Neidgefühle jedenfalls deuten sich auch an einer anderen Stelle an, an der er sein Verhältnis zu ihr berührt, und zwar in der Schilderung seiner ersten Reise nach England. Dort heißt es: „Nach London kam ich zuerst 1897, wo ich im Hause des Onkels meiner Verlobten, Eduard Melchers, die freundlichste Aufnahme fand“. Meiner Verlobten? Damals – 1897 – war sie seit einem Jahr seine Frau, schon die Jahreszahl müßte ihm dies signalisiert haben. Aber irgend etwas an diesen Verwandten muß ihm bis ins Alter den Eindruck erweckt haben, daß es mehr die Verwandten seiner Verlobten als die seiner Frau waren, d.h. ihre Bindung an sie auf Erlebnissen beruhte, von denen er als ihr Ehemann ausgeschlossen war. Hatte vielleicht einmal betretenes Schweigen geherrscht, als man sich dort an den Aufenthalt von Magda erinnerte und die Kinder dabei auch ihr Verhältnis zu einem gewissen Percy nicht ausklammerten? Oder hatte ihn gar die aufgeweckte, elfjährige Mary rundheraus gefragt, ob er sich auch so gut wie jener Percy mit ihr vertrage? Es gehört jedenfalls nicht viel dazu, daß einem in solchen Fällen ein Licht aufgeht, zumal sich Pauli ja auch bis zuletzt nicht sicher war, ob sie sich nicht doch noch von ihm trennen würde. Percy selbst allerdings ist ihm in London nicht über den Weg gelaufen. Nicht weil er es zu vermeiden gewußt hätte, sondern weil er dort schon nicht mehr war. Doch das ist eine später zu erzählende Geschichte.

Alles in allem, so ist aus diesen Fehlgriffen zu schließen, ist diese Ehe also mehr ein Nebeneinander als ein Miteinander gewesen, und es

würde einen auch wundern, wenn es anders gekommen wäre. So wie Magda ihn schon während der Verlobungszeit kennenlernt und erkennt, liebte er sie einfach nicht, und daran war ja wohl nichts zu ändern. Warum hat er sie dann aber geheiratet, ein Mann von seiner Herkunft und Bildung? Um dies zu verstehen, muß man von seiner Krankheit sprechen, jener ihn mit 25 Jahren erfassenden Lungentuberkulose, die ihn vier Jahre lang in Sanatorien festhielt und alle seine Lebensaussichten und -ansichten veränderte. Bis dahin war alles normal und glatt gegangen. Er hatte als dritter und jüngster Sohn des Rechtsanwaltes, Senators und späteren Bremer Bürgermeisters Alfred Pauli 1885 in Bremen Abitur gemacht, dann nach seinem Wunsch in Straßburg, Basel und Leipzig Kunstgeschichte studiert und im Frühjahr 1890, nach der Promotion, Anstellung als Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Dresdner Kupferstichkabinett gefunden. So hätte es weitergehen können, nicht einmal der Militärdienst, zu dem er im Herbst 1890 eingezogen wurde, hätte einen nennenswerten Einschnitt bedeuten müssen. Gerechnet hatte er mit dieser Einberufung freilich nicht mehr. Wegen einer Kniegelenkschwäche mehrfach zurückgestellt, hatte er die Altersgrenze für den Einjährigen Freiwilligendienst – Ersatz für die normale zweijährige Dienstpflicht als Privileg für die Absolventen der Höheren Schulen – zu diesem Zeitpunkt schon fast erreicht. Nunmehr einberufen, erwies er sich jedoch den Belastungen des Dienstes als nicht gewachsen, und eine vielleicht schon vorhandene Lungeninfektion kam im Verlauf weniger Monate zu vollem Ausbruch. So mußte er im Juni 1891 mit akuter TBC entlassen werden, frei für ein Zivilleben, für das Pläne zu machen kaum mehr lohnte.

Denn mit diesem Befund war ihm fast ein Totenschein ausgestellt, nur noch nicht datiert, mochte man sich sogar leidlich wohl bei dieser Krankheit befinden. Man merkt es dem gewollt gleichmütigen, fast humorigen Ton seiner Erinnerungen in diesem Zusammenhang an, wie sehr ihn diese Erfahrung geprägt und abgekühlt hat. Das gilt um so mehr, als er bemerken mußte, daß sich kaum jemand für sein Schicksal interessierte, auch offenbar von seiner Familie nicht, nachdem seine Mutter im Jahr zuvor verstorben war. „Damals habe ich es erfahren“, bilanziert er nüchtern, „wie klein die Zahl derer ist, denen an der Fortdauer unserer Existenz ernstlich gelegen ist“. Das macht kalt, kalt auch gegen andere, und so zog er wohl den Schluß, daß er auf Liebe und Zuneigung in dem ihm widerruflich gefristeten Leben nicht mehr zu rechnen hatte.

Zur Ausheilung oder mehr nur Versorgung seiner Krankheit ging er in die Schweiz, die Sommer über nach Davos, die Winter nach Leysin in die Nähe des Genfer Sees. Finanziell war das zum Glück kein Problem. Sein Vater hatte ihm, wie wir aus Magdas Brief vom 5. Februar 1896 wissen, eine Erbvoranzahlung von 100 000 Mark gemacht oder diese Summe für ihn vorgesehen, und schon die Zinsen davon dürften den größeren Teil der Sanatoriumskosten gedeckt haben. Hans Castorp in Thomas Manns *Zauberberg* rechnet einmal vor, daß mit 800 Mark monatlich dort oben komfortabel auszukommen war, was freilich schon dem Gehalt entsprach, das Pauli später als Direktor der Bremer Kunsthalle bezog. Immerhin brauchte er sich in dieser Beziehung aber keine Sorgen zu machen, und weil er sich im übrigen hinreichend vernünftig verhielt oder hinreichend widerstandsfähig war oder auch nur einfach Glück hatte, kam er schließlich doch noch davon.

Seine Zukunft sah damit freilich noch immer düster aus. Als Kunstwissenschaftler, soviel war klar, war kein Geld zu verdienen, und wenn er unter normalen Umständen mit der zu erwartenden Erbschaft im Rücken auch keine Existenzsorgen hätte haben müssen, so stand es angesichts der Gefahr, jederzeit auf Monate oder Jahre zur Untätigkeit gezwungen sein zu können, darum doch anders. Wollte er Sicherheit haben, auch für seine verzögerte Berufslaufbahn, so mußte er heiraten, eine Frau mit Geld, versteht sich, eine Frau aus besten Verhältnissen. Nur war dies leichter gesagt als getan. Einerseits war dafür Überwindung nötig, denn diese Bürgerstöchter mit ihren kleinen, geregelten Ansichten mußten ihm einfach gleichgültig geworden sein, nachdem er sich über Jahre hinweg in diesem morbid-mondänen Sanatoriumsmilieu bewegt hatte. Andererseits kam er aber auch für sie und ihre Familien kaum mehr in Betracht, so beruflich ungesichert und mit dem Stigma dieser Krankheit behaftet, wie er war. Die Frauen jedoch, zu denen er sich hingezogen fühlte, Frauen aus einem eher künstlerischen Milieu, waren ihrerseits auf der Suche nach der ‚guten Partie‘, mit der sie ihre fragilen Existenzen absichern konnten.

So muß es ihm wie ein Wink des Schicksals erschienen sein, daß er auf die ihm in Vevey begegnende 17jährige Magda einen gewissen Eindruck machte und ein weiteres Werben um sie auch im Bereich des Möglichen lag. Oder hat er auch diese Begegnung schon planvoll herbeigeführt, sich also allein ihretwegen in das von Leysin nicht weit

entfernte Vevey begeben? Denn Verbindungen zwischen seiner und ihrer Familie gab es bereits. Sein älterer Bruder Karl war seit 1889 mit Magdas Kusine Lucia verheiratet – in den Lesmona-Briefen Heinz und Rena Retberg –, und Magdas Bruder Georg (eigentlich Gustav) wiederum mit einer Pauli-Kusine verlobt. Daran ließ sich anknüpfen, denn was an Geld hinter dieser Melchers-Tochter stand, war für einen Bremer sowieso klar. Jedenfalls kam Pauli im Oktober 1893, ein halbes Jahr nach der Begegnung in Vevey, urlaubsweise nach Bremen (er selbst verortet sich für diese Zeit weiterhin in der Schweiz), um sich hier, wie wir aus ihren Briefen wissen, bis Weihnachten im Hause seines Bruders an der Einstudierung von Theaterszenen zu beteiligen. Magda war auch eingeladen, wie sie am 11. Mai 1894 rückblickend an Bertha schreibt – da wird ja wohl niemand zweifeln, daß dies kein Zufall war.

Wie sie weiter erzählt, nehmen ihre Kusine und deren Mann dann allerdings mit einem gewissen Befremden wahr, daß der zum Zweck der Brautwerbung angereiste Sanatoriums-Urlauber abgebrüht genug ist, unterderhand ein Verhältnis zu einer Parfümerieverkäuferin anzuknüpfen, zu der er sich, eine Gefährdung durch die späte Nachtluft vorschützend, regelmäßig abends um Neun zurückzieht. „Die Abendluft ist aber doch um 11 nicht schlechter als um 9“, wundert sich Magda und kann den Grund für sein regelmäßiges Verschwinden nicht entdecken. Ihre Kusine, nur fünf Jahre älter als sie und als eine geborene Melchers auch qua Herkunft auf ihrer Seite, will mit dieser Eheanbahnung nun aber nichts mehr zu tun haben. Sie entschuldigt Gustav Pauli bei ihr ausdrücklich nicht, als er die Verabredung für Florenz im Frühjahr 1894 nicht einhalten kann – wegen einer Erkältung darf er Leysin nicht verlassen –, und auch die Sache mit ‚Rudis Französin‘ wird ihr – sogar von Paulis Bruder! – nunmehr gesteckt. Magda ist empört, aber mehr, als daß sie einen Nachttopf ‚zum Abreagieren‘ aus dem Fenster wirft, geschieht doch nicht. Als ihr Pauli im Sommer 1894 in Bremen wieder über den Weg läuft, deutet sie seine Erregung über die nichtausgerichtete Entschuldigung als ein Zeichen seiner Neigung für sie und scheint ihm zustimmen zu wollen, daß sich die Kusine hier ‚sehr unrecht‘ verhalten habe. Pauli wird dann allerdings im Hause seines Bruders noch ein ernstes Wort über diese Torpedierung seiner Ehepläne gesprochen haben, denn weitere Warnsignale aus dieser Richtung empfängt sie nicht. Warum sie nicht von sich aus skeptischer war und überhaupt so auf ihn fixiert, wollen wir

hier erst einmal unerörtert lassen, es kommt ausführlich im vierten Kapitel zur Sprache. Trotz ihres Erlebnisses mit Percy erhält er jedenfalls wenige Wochen später, beim Verlobungsfest ihres Bruders Gustav und seiner Kusine Emmy, von ihr das erwartete Jawort.

Was er erreichen wollte, war hinsichtlich dieser Braut freilich erst erreicht, wenn auch ihre Eltern zustimmten, und die waren erst einmal dagegen. Mehr als ihr Widerstand an sich kränkte ihn allerdings die Tatsache, daß sie ihm unumwunden die überstandene Krankheit zum Vorwurf machten. „Wohl zu verstehen“ nennt er gequält die Bedingung, daß er sich erst einmal einen Winter lang im feuchten Klima Dresdens ‚bewähren‘ mußte, bevor die Verlobung offiziell bekanntgegeben werden durfte. Und das für eine Frau, bei der er sich wahrscheinlich jedesmal einen Ruck geben mußte, sie überhaupt anzusehen! Wie war das für einen anständigen Menschen ohne einen Verlust an Selbstachtung durchzuhalten? So weit wie Grünlich, der vor Tony Buddenbrook auf den Knien herumrutscht, muß er in seiner Verstellung freilich nicht gehen und geht er auch nicht. Im Gegenteil, hält man sich vor Augen, wie er sie behandelt in dieser Zeit, so scheint es, als habe er zumindest sie über seine wahren Empfindungen nicht im unklaren lassen wollen. Und wer weiß, ob es ihm nicht am Ende sogar recht gewesen wäre, wenn sie doch noch nein gesagt hätte. Mit zunehmendem Abstand von seiner Krankheit und den sich in Dresden erneut ergebenden guten Berufsaussichten mag er sich doch mitunter gefragt haben, ob er sich diese Ehe wirklich antun mußte. Wenn er sie aber erkennen ließ, daß er sie nicht liebte, sie jedoch an der Verbindung festhielt, so war dies ihre Sache und er brauchte sich allzu große Vorwürfe nicht zu machen. Das war dann eben jene unergründliche Gescheitheit des unwissenden Backfischs, an der man zu seinem Schaden jedenfalls nicht herumdeuteln mußte. Daß er sich vor ihren Eltern hatte demütigen müssen bzw. von ihnen gedemütigt worden war, vergaß er ihr dennoch nicht. Es war immer der Punkt, in dem er sein eigenes schlechtes Gewissen zur Ruhe bringen konnte.

Äußerlich entwickelte sich ihre Verbindung dann aber ganz so, wie es erwartet worden war. Nach der Hochzeitsreise – sie waren zunächst nach Vevey, dann nach Italien gefahren – bezogen sie die vorbereitete ‚Etagé‘ in der Dresdner Südvorstadt, Liebigstraße 16 (das Haus steht nicht mehr, doch läßt die Straße den einstigen Komfort noch erkennen), und noch im gleichen Jahr im Dezember bekam Magda ihr erstes Kind, einen Sohn. Und Pauli kam beruflich voran. An-

fangs nur Bibliothekar an der Kunstakademie, wurde ihm bald auch die Kupferstichsammlung übertragen, dann die Bibliothek der Sekundogenitur, Besitz des jeweils in der Erbfolge ‚zweiten‘ sächsischen Prinzen, und schließlich auch noch die Bibliothek des Königs selbst. Ausgefüllt haben ihn diese Aufgaben allerdings nicht. Nicht nur, weil er wenig zu tun hatte – der König z.B. bestellte ein einziges Mal ein Zeitschriftenheft, und das war nicht da –, sondern auch, weil sein Interesse weiterhin ganz der Bildenden Kunst galt. So strebte er nach nichts mehr, als sich möglichst oft beurlauben zu lassen, um auf diesem Gebiet weiter seinen Studien nachgehen zu können.

Dies geschah auf Reisen, wie er sie Magda während der Verlobungszeit ja schon ankündigt, und es bedeutete, wie ebenfalls angekündigt, daß er allein fuhr. Nach seiner Londonreise im Frühjahr 1897 war er im Herbst noch in Italien und ebenso dort auch in den folgenden Jahren regelmäßig im Frühjahr oder Herbst. In der Bremer Zeit folgten mehrere Reisen nach Frankreich, 1904 eine Reise nach Griechenland, 1911 eine zweimonatige Reise nach Spanien sowie beständige kürzere Reisen natürlich auch innerhalb Deutschlands. Daß Magda so gut wie nie mitfuhr – sie erwähnt eine einzige gemeinsame Italienfahrt um 1908, er keine –, läßt sich für die ersten Jahre natürlich mit auf die Schwangerschaften und Kinder zurückführen. Im Sommer 1898 bekam sie ein zweites Kind, ein Mädchen, das jedoch bei der Geburt starb, 1902 die Tochter Liselotte und 1914 noch einen Sohn, Carl Theodor. Aber das allein war es doch nicht. Bereits für ihr erstes Kind hatte sie, wie von zuhause gewohnt, ein Kindermädchen, so daß sie schon einmal abkömmlich gewesen wäre, und später, als die Kinder größer waren, blieb die Situation dieselbe. 1928 und 1935 war Pauli sogar für jeweils mehrere Monate ohne sie in den USA. Anzunehmen, es sei bei solchen beruflich motivierten Reisen damals nicht üblich gewesen, die Ehefrau mitzunehmen, wäre irrig. Pauli selbst erwähnt gelegentlich, daß andere sich von ihren Frauen begleiten ließen, und am Geld, falls man das denken sollte, hat es schon gar nicht gelegen.

Da er sie nun des öfteren allein ließ – womit hat sie sich beschäftigt, was hat sie getan? Über die Dresdner Jahre sagt sie nirgendwo etwas – die werden wohl halb noch von rückwärtsgewandter Trauer, halb von stummer Enttäuschung bestimmt gewesen sein. Im übrigen verliefen sie auch unruhig: 1897 mußten sie umziehen (nicht weit: Franklinstraße 7), da in der Liebigstraße der Hauseigentümer wechselte. Mit

der Heimkehr nach Bremen im Herbst 1899 jedoch trat sie aus ihrer Zurückgesetztheit allmählich heraus und suchte Anschluß bzw. sammelte um sich einen Kreis junger, beweglicher, ihr freundschaftlich verbundener Menschen, der ihr für die Beziehungslosigkeit ihrer Ehe einen gewissen Ausgleich bot. Es war die von ihr geschilderte ‚Goldene Wolke‘, eine lockere Verbindung von Künstlern, musisch begabten Kaufleuten, jungen Frauen aus wohlhabenden Familien und allerlei namhaften Gästen, die Pauli als Direktor der Bremer Kunsthalle in sein Haus zog. Die Dichter Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt sind zu nennen, die Schriftsteller Julius Meier-Gräfe und Eduard von Keyserling, die Kunstförderer Alfred Heymel, Harry Graf Kessler und Eberhard von Bodenhausen, aber auch der Maler Konrad von Kardorff und der Zigarrengroßhändler und Kunstsammler Leopold Biermann (später Adoptivvater des Herausgebers ihrer Briefe). Auch Rilke lernte sie hier kennen und später Hofmannsthal, der sie einmal ironisch-verliebt unter das halbe Dutzend entzückender Frauen rechnet, die er ‚wie auf einer chinesischen Seidendecke‘ um sich versammelt habe. Zur Uraufführung des *Rosenkavaliers* im Januar 1911 fuhr sie eigens mit zwei ihrer ‚Wolkenschwestern‘ nach Dresden. Ansonsten traf man sich reihum in den Privathäusern des Kreises, las sich vor, musizierte, tanzte, machte Ausflüge in die nähere Umgebung und beteiligte sich auch mitunter an der Ausrichtung öffentlicher Festakte.

Wenn Magda Paulis Schilderung dieser ‚Goldenen Wolke‘ ein bißchen den Eindruck erweckt, als habe es sich hier um etwas für Bremen Bedeutsames gehandelt, so greift dies allerdings doch zu hoch. Es war dies stets nur ein kleiner, immer privat bleibender Kreis von Angehörigen ‚besserer‘ Bremer Familien (noch nicht einmal der politischen oder wirtschaftlichen Führungsschicht), dem es lediglich um Unterhaltung und Zerstreuung ging. Doch was will man? Diese glücklich-geborgene Oberklasse der Vorkriegszeit lebte nun einmal im Überfluß und war von der Gottgegebenheit sozialer Unterschiede noch so überzeugt, daß sie sich auch durch den Mangel anderer nicht eingeschränkt fühlte. Was man besaß, hatte man ‚verdient‘, auch wenn man es nur geerbt hatte, und geerbt wurde mehr und mehr nach drei Jahrzehnten Frieden, Wirtschaftswachstum und einer anhaltend ungleichen Verteilung der erzielten Gewinne. So ging es in dieser Schicht im wesentlichen darum, viel freie Zeit angenehm auszufüllen, zumal für die Frauen, und für die Männer jedenfalls insoweit, als sie vermögend

genug waren, sich irgendwelcher Berufsarbeit nur nebenher widmen zu müssen.

Dem diente auch die Beschäftigung mit Kunst. Schon die Künstler selbst jener Zeit kamen ja nicht selten aus solchen Familien, und im übrigen sicherten die geistigen wie materiellen Voraussetzungen, an die das Kunstinteresse gebunden war, auch die erwünschte Exklusivität. Allerdings war es nichts Schweres, nichts Provokantes, dem man sich zuwandte, sondern es ging um ‚Stimmung‘, um die Wiedergabe des flüchtigen schönen Augenblicks. Der Inbegriff moderner Kunst war deshalb für diese Schicht der Impressionismus, nicht nur in der Malerei, wo dieser Begriff ursprünglich herkam, sondern auch in Dichtung und Musik, auf die man ihn übertrug. Impressionistisch war aber nicht nur die bevorzugte Kunst selbst, sondern auch der Umgang mit ihr. Man wählte aus, was für den Augenblick paßte, überließ sich heute diesem, morgen jenem Eindruck und brauchte die Idee des sozialen Nutzens, also daß mit Kunst irgend etwas zu klären oder gar zu verändern sei, noch nicht einmal als Alibi. Nur in dem Gefühl der Vergänglichkeit, das dieser Hingabe an den stimmungsvollen Augenblick beigemischt war, darin, daß man immer mitempfand, „daß alles gleitet und vorüberirnt“, wie es bei Hofmannsthal heißt, bewies diese Kultur ihr historisch-soziales Gespür. Es lag darin die Ahnung vom nahen Untergang auch ihrer selbst, die Ahnung, daß es sich bei diesem sensibel-genießerischen Zuschauertum um ein Privileg handelte, dem die soziale Wirklichkeit bald ein Ende machen würde. Der Weltkrieg und die ihm nachfolgenden sozialen Umwälzungen entzogen ihm dann ja auch zunächst die moralische, die Inflation die materielle Grundlage, so daß der Impressionismus wirklich zum Abgesang auf eine Epoche wurde.

Für Magda, so sehr sich dies alles in ihrem Buch widerspiegelt, war die ‚Goldene Wolke‘ freilich doch mehr als nur ein Zeitvertreib. Man merkt ihren Beschreibungen an, wie not es ihr tat, daß sie hier mit Menschen zusammenkam, denen sie etwas galt, die ihr ein bißchen den Hof machten und die auch ihren Witz und ihr Erzähltalent zu schätzen wußten. Denn Pauli ignorierte sie offenbar nach wie vor. Zwar hatte sie es eigentlich sogar ihm, d.h. seinem Amt zu verdanken, daß sich dieser Freundeskreis um sie bildete, und es waren auch zumal seine Kontakte, die ihm immer wieder neue Impulse gaben. Doch in die sich entwickelnden Freundschaften war er gar nicht so sehr eingebunden. Schon die Art, wie er über diese ‚Goldene Wolke‘

halb wie über eine Kinderei in wenigen Abschnitten hinweggeht, während sie ein ganzes Buch über sie schreibt, macht deutlich, wie verschieden ihre Anteilnahme hier war. Bei vielen der gemeinsamen Unternehmungen ist er offenbar auch nicht einmal dabeigewesen, sei es, daß er sich als der bei weitem Älteste oft schlicht fehl am Platz fühlte, sei es, daß diese Unternehmungen besonders dann zustande kamen, wenn er anderweit beansprucht war. Jedenfalls berichtet sie von einer ganzen Anzahl von Ausflügen mit Freundinnen oder Ehepaaren aus diesem Kreis, die ohne ihn stattfanden, Autofahrten in die nähere Umgebung, Ferien in Bad Rothenfelde und sogar Reisen nach Paris, Berlin und Dresden.

Daß sie dies für ihre enttäuschende Ehe nicht entschädigen konnte, ist freilich auch zu erkennen. Denn nicht genug damit, daß er sie immer wieder über Wochen hin allein ließ, scheint er ihr auch noch durch seine regelmäßigen Liebschaften Kummer gemacht zu haben. Später jedenfalls, in ihrem Brief an Thomas Mann, wird sie von seinem „starken Trieb zu anderen Frauen“ sprechen, und da muß jemand wohl schon tief und nachhaltig verletzt worden sein, bevor ihm im Alter und einem Dritten gegenüber solche Worte über die Lippen kommen. Zeitweilig teilten sich die daraus ergebenden Spannungen sogar seinen Berufskollegen mit, wie seinem Briefwechsel mit Alfred Lichtwark zu entnehmen ist. Lichtwark, Direktor der Hamburger Kunsthalle und mit Gustav Pauli ebenso wie mit Magda befreundet, stellt im Juni 1910 in einem Brief an Pauli die Frage „Viele Grüße zu Haus?“ und kehrt dann erst im März 1911 wieder zu seiner Gewohnheit zurück, auch Magda und die Kinder in seine Grußformeln einzubeziehen.

In der *Goldenen Wolke* spiegelt sich ihre Enttäuschung am deutlichsten in der Szene wider, wo ihr ein russischer Maler, Tatje genannt, aus der Hand liest und ihr etwas über ihre Zukunft prophezeit. Dies fällt in den Herbst 1905, und Tatje, übrigens auch von Pauli seiner menschlichen Hellsichtigkeit wegen bewundert (ohne daß man freilich erfährt, welcher Erfahrung er selbst diese Einsicht verdankt), erklärt ihr, daß sie trotz ihres Umschwärmtseins innerlich leide, daß sie krank nicht nur am Herzen, sondern auch in der Seele sei. „Das will ich doch gar nicht wissen“, zitiert sie da ihre Erwidernng und gibt so nichts anderes zu verstehen als: das weiß ich auch allein. Von der Lesmona-Geschichte her könnte man dazu neigen, hier an Percy zu denken, aber um ihn kann es sich doch eigentlich nicht mehr gehan-

delt haben. Zwar waren beide, Magda wie er, über ihre wechselseitigen Schicksale durch Freunde und Verwandte stets gut unterrichtet, aber gesehen hatten sie sich nicht in diesen zehn Jahren, nicht jedenfalls, daß man wüßte, und so kann mehr als eine wehmütige Erinnerung an diese Liebe eigentlich nicht zurückgeblieben sein. Wenn sie also unglücklich war, so nicht, weil sie diese Liebe verloren, sondern weil sie die ihres Mannes nicht gewonnen hatte und er sie durch sein Verhalten auch noch immer wieder kränkte.

Indessen hat sie sich damit dann doch nicht einfach abgefunden. Es gibt in ihrem Buch auch Andeutungen auf ein Liebesverhältnis ihrerseits, worüber man in diesem Falle schon deshalb nicht schweigen mag, weil man es ihr zum Trost nachgerade gewünscht haben möchte. Der erste Hinweis findet sich in der Wahrsage-Szene, wo ihr prophezeit wird, daß sich das ersehnte Glück noch einstellen werde, wenn auch vielleicht nicht für lange Zeit. Diese Prognose bestätigt sie ausdrücklich, und aus verschiedenen Andeutungen läßt sich vermuten, daß es entweder der in ihrem Kreis verkehrende Offizier Max von Frantzius war, zu dem sich das Verhältnis entwickelte, oder einer seiner Kameraden. Frantzius war unverheiratet und nur zwei Jahre älter als sie, begleitete sie oft auf ihren Ausritten, wofür Pauli nicht zu haben war, und für die Schönheit dieser Stunden schlägt sie noch einmal Töne an, wie man sie auch in ihren Briefen aus der Lesmona-Zeit findet. Allerdings hat Frantzius Bremen im Herbst 1905 verlassen und ist nach Südafrika gegangen, eben zu der Zeit, als Tatje ihr von ihrem Leiden und kommenden Glück spricht, und so dürfte ein anderes Erlebnis für sie wichtiger gewesen sein.

Irgendwann nämlich in den nächsten drei Jahren wuchs ihr eine Zuneigung derart über den Kopf, daß ihre ‚Wolkenschwestern‘ eingriffen und sie zur Ablenkung für einige Wochen nach Paris verfrachteten. Zwar erzählt sie diese Stützungsaktion nicht direkt in bezug auf sich, aber den Umständen nach kann sie eigentlich nur ihr gegolten haben. Die lyrischen und musikalischen Chiffren, mit denen sie diese anonymen Liebesschmerzen beschreibt, sind dieselben, die sie auch für ihre eigenen Stimmungen gebraucht, und von dem Mann, um den es geht, berichtet sie, daß er zum Abschied nicht am Bahnhof erschienen sei, sondern draußen an der Strecke gewartet und der davonfahrenden Geliebten noch einmal gewinkt habe. Wer aber außer der Davonfahrenden selbst kann dies gesehen und wer außer ihr würde es sich gemerkt haben? Und noch ein Indiz: In dem von ihr

angelegten großen Fotoalbum zur ‚Goldenen Wolke‘, das heute dem Bremer Landesmuseum gehört, gibt es ein Bild von Frantzius im Kreis mehrerer Offiziere, auf dem das Gesicht des einen, offenbar von ihrer Hand, durch eine Kritzelei unkenntlich gemacht ist. Beweis nachträglicher Enttäuschung, von Reue, von Scham? Da sie sicherlich nie daran gedacht hat, sich scheiden zu lassen, lagen Glück und Unglück in diesem Falle natürlich immer nahe beieinander, und im Rückblick mag sie sich einfach nur schwach vorgekommen sein, daß sie ihren Gefühlen einmal so nachgegeben hatte.

Die glücklichen Bremer Jahre – denn Jahre des Glücks waren es im ganzen doch – gingen zu Ende, als Gustav Pauli Anfang 1914 das Angebot erhielt, an der Hamburger Kunsthalle die Nachfolge des verstorbenen Alfred Lichtwark anzutreten. Leichtgefallen ist ihm ebenso wie Magda der Weggang aus der Vaterstadt nicht, aber beruflich bedeutete das einen Aufstieg, wie er ihm willkommener nicht sein konnte. Indessen ist er dieses Aufstieges dann doch nicht recht froh geworden. Zwar besaß Hamburg gegenüber Bremen die bei weitem bedeutenderen Sammlungen, so daß seine Stimme als Kunst- und Museumsfachmann national wie international an Gewicht gewann, aber die unmittelbare Resonanz auf sein Wirken ging hier eher zurück. Die Bremer Kunsthalle, damals wie heute von einem Verein getragen, war ein Mittelpunkt des städtischen Kulturlebens gewesen, so daß seine Arbeit, bei aller Einmischung, die das mit sich bringen konnte, doch jedenfalls stark beachtet wurde. In Hamburg war alles größer und anonym, und die Zeitumstände, die sowieso die Kunst zu einer mehr und mehr zweitrangigen Angelegenheit machten, schränkten das öffentliche Interesse zusätzlich ein. Aber auch die schwerste Enttäuschung seines Berufslebens traf ihn hier. Für eine Ausstellung deutscher Romantiker, die 1931 im Münchner Glaspalast veranstaltet wurde, hatte er aus den Beständen der Kunsthalle siebzehn Bilder hergeliehen, die dann sämtlich bei einem Brand dieses Gebäudes verloren gingen. Auch wenn er sich selbst unmittelbar keinen Vorwurf zu machen hatte – der Vorwurf, den ‚notorisch bierseligen und schlampigen Bayern‘, wie es in der Hamburger Presse hieß, um seines persönlichen Renommees willen Hamburgs größte Kostbarkeiten ausgeliefert zu haben, ereilte ihn doch, und er litt unter ihm bis in seine Pensionierung hinein.

Nur für den Zusammenhalt seiner Familie und Ehe war die gesellschaftlich unauffälligere Rolle, die er und Magda in Hamburg

spielten, wohl ein Gewinn, ja es scheint sogar, als habe sich hier doch noch ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen ihnen entwickelt. Freilich waren es eher schlimme und traurige Erfahrungen, die es entstehen ließen. Zunächst zwar war Magda im Mai 1914, mit 38 Jahren, noch einmal Mutter geworden, doch diese Freude wurde schon bald überschattet von der Sorge um den ältesten Sohn, der 1915 bereits an der Front stand. Einige Jahre nach dem Krieg stieß der Tochter ein schreckliches Unglück zu, an dem sie schwer trugen, und auch der heimgekehrte Sohn entwickelte sich nicht, wie sie es sich erhofften. Aber auch die Veränderungen im weiteren Familienkreis führten sie näher zueinander. Innerhalb weniger Jahre starben Paulis Vater, ihr Onkel (der von der Villa Lesmona) und auch ihre Eltern, so daß sie sich um Erbschaften und Nachlässe kümmern mußten. Schließlich aber war es wohl einfach das gemeinsame Altern, der zunehmende Abstand von den immer rauher werdenden Zeitverhältnissen, der sie das Verbindende allmählich deutlicher empfinden ließ als das Trennende. So scheint sich zuletzt, wenn nicht Liebe, so doch eine gewisse Fürsorglichkeit füreinander eingestellt zu haben, und ihre mit so viel Abneigung geschlossene und von so vielen Kränkungen begleitete Ehe fand wenigstens einen erträglichen Ausgang.

Was sie glücklicherweise nie zu haben brauchten, waren wirtschaftliche Sorgen. Zwar verdiente Pauli auch in den besten Hamburger Jahren nicht mehr als 1200 Mark im Monat – 1930 wurden die Beamtengehälter wieder um 20 Prozent gekürzt –, aber dank der Zuwendungen von ihren Eltern konnten sie sich stets höhere Ausgaben leisten. Um welche Summen es sich dabei gehandelt hat, wird an den Verhältnissen ihres älteren Bruders deutlich. Er lebte zeit seines Lebens von seinem Kapital und hinterließ bei seinem Tod 1938 doch immer noch eine Viertelmillion. Das heißt nicht, daß sie nicht manchmal auch rechnen mußten. Als sie nach Hamburg übersiedelten, wurde hier kein Haus wieder gekauft, wie man es in Bremen besessen hatte – Parkallee 45, ein komfortables Reihnhaus, das im Krieg zerstört wurde –, sondern sie mieteten nur noch. Die freigewordenen Mittel erlaubten dann allerdings weiterhin großzügige Ausgaben. Neben dem Stadthaus in Uhlenhorst, Adolphstraße 50 (heute Herbert-Weichmann-Straße, auch dieses Haus steht nicht mehr) leisteten sie sich in den ersten Sommern auch noch ein Landhaus bei Harburg. Magda siedelte mit den Kindern allerdings erst im Herbst 1914 nach Hamburg über, da der Neubau in der Adolphstraße erst dann fertig

wurde. In der Zwischenzeit, das Bremer Haus war schon verkauft und Pauli kam nur am Wochenende, wohnte sie noch einmal bei ihren Eltern an der Contrescarpe, wo sie auch ihren Sohn zu Welt brachte. Später, als sie geerbt hatten, erwarben sie dann aber auch in Hamburg noch ein Haus, Hagedornstraße 11, das sie 1926 bezogen. Es ist ein halbes Doppelhaus, ähnlich gebaut wie die Stadtreihenhäuser, die für Bremen so charakteristisch sind, und es hat als einziges der Häuser, in denen sie mit ihrem Mann gelebt hat, den Krieg überstanden.

Abgesehen von den Schicksalen ihrer Kinder, über die getrennt berichtet wird, muß noch Paulis Pensionierung im Herbst 1933 berührt werden. Erika Mann hat in ihren Anmerkungen zu Thomas Manns Brief an Magda Pauli erklärt, es habe sich dabei um eine Entlassung ‚aus rassischen Gründen‘ gehandelt. Doch davon kann keine Rede sein. Pauli war Arier, um im Jargon der Zeit zu reden. Aber auch die anderswo zu lesende Angabe, er sei wegen seiner politischen bzw. unbestechlich-menschlichen Haltung aus dem Dienst entfernt worden, ist mit Vorsicht aufzunehmen. Tatsache ist, daß er das normale Pensionierungsalter im Herbst 1933 bereits um zweieinhalb Jahre überschritten hatte und deshalb, wie in Paragraph 13 des Hamburger Beamtenruhestandsgesetzes vorgesehen, durch einen Beschluß des Senats pensioniert wurde. Damals mußte ein Beamter noch selbst um seine Pensionierung einkommen, was Pauli bis zu diesem Zeitpunkt nicht getan hatte.

Die Plötzlichkeit der Entscheidung – am 11. August beschlossen, wurde sie zum 30. September 1933 wirksam – hatte allerdings wirklich den Charakter eines Hinauswurfs. Doch dürften dafür eher persönliche Querelen im Umgang mit Parteimitgliedern oder deren Karrierewünsche die Ursache gewesen sein als irgendwelche politischen Differenzen. Auch die nachfolgenden Auseinandersetzungen, von denen Magda berichtet, besonders daß er die Kunsthalle zum Schluß ‚nicht mehr betreten‘ durfte, deuten auf solche Spannungen hin. Denn andernorts gab es diese Probleme für ihn nicht. Unmittelbar nach der Pensionierungsverfügung reiste er im Auftrag des Auswärtigen Amtes zu einem kunsthistorischen Kongreß nach Stockholm, 1936 war er Führer der deutschen Delegation beim Kunsthistorikerkongreß in der Schweiz, und auch seine Lebenserinnerungen konnten 1936 problemlos erscheinen. Aber auch die Würdigungen, die bei seiner Pensionierung sowie nach seinem Tod im Juli 1938 veröffentlicht wurden,

lassen trotz oder auch gerade wegen ihrer z.T. kritischen Töne auf eine politische Konfrontation nicht schließen.

Daß Pauli dem Dritten Reich distanziert gegenüberstand, ist aber natürlich keine Frage. Schon seine gewissermaßen aristokratische Herkunft und sein Alter legten nahe, daß ihm dieses plebejische Spektakel nicht gefiel. Überdies war seiner gesamteuropäischen Orientierung auch Hitlers aggressive Außenpolitik zuwider. Aber in bezug auf sein Fachgebiet, die Kunstgeschichte, gab es derartige Gegensätze schon nicht mehr. Pauli war zeit seines Lebens ein Anhänger der naturalistischen Kunsttheorie Hippolyte Taines, nach der sich das Kunstschaffen aus den Faktoren Rasse, Milieu und historischem Moment ergibt, so daß ihm die Beachtung der rassischen Zugehörigkeit des Künstlers und das Urteilen vom ‚germanischen‘ Standpunkt aus ganz selbstverständlich waren. Ebenso erregte er mit seiner geschmacklichen Orientierung keinen Anstoß, da er stets der abbildlich-realistischen Malerei zugewandt blieb und ihm die Impressionisten die letzten anzuerkennenden Modernen waren. Eine Sammlung expressionistischer Bilder bezeichnet er einmal ausdrücklich als „mir höchst widerwärtige Pinseleien“. Und was die Architektur angeht, so empfand er z.B. die antikisierende Ausgestaltung des Münchner Königsplatzes durch Hitler als besonders gelungen.

Daß sich in dieser Hinsicht Gegensätze nicht auftraten, sollte man ihm allerdings auch nicht zum Vorwurf machen. Es ist in jedermanns Belieben gestellt, irgend etwas schön oder häßlich zu finden, und selbstverständlich darf man sich Unterschiede zwischen Kunstwerken oder -richtungen, wenn man es denn für ergiebig hält, auch aus rassischen Ursprüngen erklären. Es ist leider auch eine der Hypothesen des Dritten Reiches, daß hier immer noch mit moralischen Kategorien gemessen wird, wo es doch eigentlich nur um Geschmacksäußerungen geht. Selbst auf die Auseinandersetzung mit der jüngsten Moderne färbt das noch ab. Doch sollte man sich heute wirklich nicht mehr einreden lassen oder unterstellen, daß, wem ein gegenstandsloses Bild oder eine abstrakte Plastik nicht gefallen, auch ein Arbeits- oder Ausstellungsverbot für den Künstler erwägt oder gar an KZ-Haft für ihn denkt.

Das gilt auch für Gustav Pauli, der in Kunstdingen stets ein energisches Urteil hatte. Und dasselbe ist ihm zugute zu halten, wenn er

beklagt, daß in der Moderne die „Verbundenheit der Kunst mit dem Volksganzen“ verlorengegangen sei und die Maler nicht mehr wüßten, für wen oder wofür sie malten. Denn auch damit hat er recht, wie sehr auch die Nazis durch ihre Verfolgung der ‚Entarteten Kunst‘ diese Einsicht diskreditiert haben mögen. Zwar war es um die Verbundenheit der Kunst mit dem ‚Volksganzen‘ auch in früheren Zeiten nicht gut bestellt, weil ja nicht das Volk, sondern der Fürst sich die Bilder aussuchte, aber es entstand dann immerhin ‚seine‘ Sammlung, während heute, wo man Kunst ‚im Namen des Volkes‘ anschafft, dabei aber nach dem Geschmack des Volkes nicht fragt, am Ende niemandes Geschmack berücksichtigt wird. Daß Pauli, der von diesem System lebte, an dieses bis heute bestehende Problem überhaupt gerührt hat, ehrt ihn vielmehr, auch wenn seine Hoffnung, der ‚Gottesschritt‘ der Machtergreifung werde hier Besserung bringen, dann doch trog. Aber dies war ja nicht nur seine Illusion.

War Gustav Pauli ein bedeutender Mann? Daß man ihm in Bremen ein ehrendes Andenken bewahrt – man hat hier sogar einen Platz nach ihm benannt –, ist gut und richtig. Er hat die Bremer Kunsthalle zu einer weit über die Stadtgrenzen hinaus anerkannten Sammlung gemacht, sich für die damals noch junge Worpsweder Malerschule, besonders für Paula Modersohn-Becker eingesetzt und überhaupt für das Bremer Kulturleben viel getan. Mit Geschick, Sorgfalt und großem Fleiß hat er hier, aber auch in Hamburg, die Kunsthallenbestände geordnet, vervollständigt, zugänglich gemacht, hat Kataloge angelegt, Ausstellungen organisiert, Vorträge gehalten und sich immer auch darum bemüht, ein breiteres Publikum für seine Arbeit zu interessieren. Allerdings scheint ihm, sieht man auf seine Reise- und Repräsentationstätigkeit, die eigene Rolle dabei kaum weniger wichtig gewesen zu sein als die Sache selbst. Andauernd war er unterwegs, Verbindungen anknüpfend, eingeladen, delegiert, was freilich weiter keinen Unterschied machte, da er ohnehin fast alle seine Reisen selbst bezahlte. Insofern ist der Geldpunkt für seine Bedeutung als Kunstbotschafter nicht zu unterschätzen. Bei seinen Kollegen galt er wegen seiner Reismöglichkeiten schlicht als reich, ein Glückskind, und da er auch aufzutreten verstand und unter den sonst eher kleinbürgerlichen oder genialisch-wirren Vertretern seiner Zunft eine auffallend gute Figur machte, besaß er tatsächlich Verbindungen und Kontakte, die ihn als Organisator und Vermittler ungewöhnlich erfolgreich sein ließen.

Was man allerdings vermißt, das ist die Idee, die Sendung, die hinter dieser Umtriebigkeit steht. Auch zumal in seinen wissenschaftlichen Arbeiten – er hat ein rundes Dutzend davon geschrieben – sucht man danach vergeblich. Es sei die ewige Aufgabe der Kunst, schreibt er einmal zu Paula Modersohn-Becker, „einen Gefühlswert rein zu vermitteln“, und offenbar hat auch er selbst sich ihr darum nur zugewandt, d.h. eigentlich nur seine Gehemmtheit durch sie überwinden wollen. Trotz seines Vorsatzes, Kunst in ihrer historischen Bedingtheit zu erkennen und zu verstehen, beschreibt er doch am liebsten, wie sie auf ihn wirkt, und dies ohne Rücksicht auf seine Theorie so, als müsse sich diese Wirkung immer und ewig gleichbleiben. Das muß nicht unergiebig sein und ist es auch nicht, aber als eine weitreichende, bedeutende Erkenntnisleistung kann es dann doch nicht gelten. Er sei ein „Tausendsassa, der mit Centnern und Papierkugeln zugleich jongliert“, schreibt Lichtwark einmal in einem etwas zwiespältigen Lob über ihn. Zum Eindruck der Unverbindlichkeit trägt aber auch bei, daß es ihm oft weit weniger darum zu gehen scheint, etwas Richtiges und Wichtiges als vielmehr etwas Feines zu sagen, so daß seine Spracheitelkeit nicht selten schon das Lächerliche streift. Den Zeitgenossen allerdings imponierte die Unbeirrbarkeit, mit der er seinen Geschmack zu einem allgemeingültigen erhob, und es imponierte ihnen auch, daß er sich dabei von den aktuellen Tendenzen der Kunstentwicklung kaum beeinflussen ließ.

Da sich alles änderte und die Kunst überhaupt an Bedeutung verlor, standen am Ende freilich doch Ratlosigkeit und Resignation. In seinen Lebenserinnerungen gibt es dafür ein merkwürdig offenes, für einen Wissenschaftler geradezu entlarvendes Bekenntnis, auch wenn es als ein solches sicherlich nicht gemeint war. Im Zusammenhang mit seiner Pensionierung stellt er fest, daß sich sein äußerer Wirkungsbereich leider schneller verenge als sein Gesichtskreis. Wie jedoch könnte dies jemand bedauern, dem es um Erkenntnis zu tun ist? Hätte er nicht sogar froh sein müssen, daß er nun endlich dazu kam, seine Erfahrungen zu ordnen und sie ins Grundsätzliche zu vertiefen? Doch schon seine Erinnerungen wirken in dieser Hinsicht sonderbar richtungslos. Er läßt Hunderte, wirklich Hunderte von Personen und Situationen vor dem Leser Revue passieren, geht auf jede von ihnen knapp ein und wendet sich dann einem neuen, anderen Moment zu. Die Vielfalt seiner Erfahrungen, die sich ja über ganz Europa hin bis nach Amerika erstreckten, bescherten dem Buch in dem mehr und mehr sich ein-

engenden Horizont des Dritten Reiches über ein halbes Dutzend Auflagen. Aber was ihn berührt, woran sein Herz gegangen hat, fragt man sich vergebens. Nicht einmal mehr die Kunst spielt hier als Erkenntnisobjekt eine Rolle. Was bleibt, ist der Eindruck, daß da jemand gegen das Leben sehr früh sehr gleichgültig war oder geworden ist und nun, am Ende, einfach froh ist, es hinter sich zu haben. „Wer durch den ganzen Tag gerannt, / bis er am Abend heimwärts fand, / der spricht mit Fug: / Es ist genug“, schließt er seine Erinnerungen mit den Versen eines schlesischen Dichters.

Gestorben ist Gustav Pauli am 8. Juli 1938 in München. „Er brachte weder die Kraft noch den Wunsch auf, nach einer Operation genesen zu wollen“, wird Magda, die bei ihm war, später an Thomas Mann schreiben. Die Zeitungen stellten es als ein großes symbolisches Zusammentreffen heraus, daß es am Vorabend der Eröffnung des ‚Hauses der deutschen Kunst‘ geschah, die in München pomphaft gefeiert wurde. Doch das war ein Fehlurteil und wäre es auch gewesen, wenn damals wirklich eine neue Epoche der Kunst und Kunstpflege begonnen hätte. Paulis Welt, die Welt einer im Kunstgenuß sich verständigenden oder Verständigung suchenden Oberschicht, war schon zwischen 1914 und 1918 untergegangen. Zu allem, was danach kam und so oder so in den Umgang mit Kunst die Frage nach ihrer sozialen Bedeutung hineinzog, hatte er keine Idee, kaum eine Meinung. Ihm hatte genügt, daß er an ihrer Hand leidlich durch das Leben gekommen war. „Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles“, heißt es am Schluß von Rilkes *Requiem auf den Grafen von Kalckreuth*. Wie unter so manchen Lebensweg von Angehörigen dieser Generation, die auf das Zerfallen ihrer Wertbegriffe keine Antwort wußten, könnte man es auch unter den von Gustav Pauli schreiben.

Für Magda, die ihm das Überstehen finanziell ermöglicht hatte und nunmehr 62 Jahre alt war, bezeichnete sein Tod den Eintritt in einen nochmals neuen Lebensabschnitt. Sie sprach nicht mehr viel von ihm, sondern kehrte in Gedanken und Schriften weit in die Vergangenheit zurück. Es war nach Jugendzeit und Ehe ihr drittes Leben und dauerte noch mehr als drei Jahrzehnte.



*(5) Magda und Gustav Pauli am 3. Juni 1895 (Brautfest in Lesmona)*



*(6) Ehepaar Pauli mit Sohn Alfred (1898)*



*(7) Magda Pauli im April 1905*



*(8) ‚Tatje‘ Salzmann, Gustav Pauli und Konrad von Kardorff  
vor dem Bild Alfred Heymels im Mai 1907 (v.l.n.r.)*



(9) Magdas Kinder im Frühjahr 1918



(10) Familie Pauli 1930



*(10a) Hagedornstraße 11, Familie Paulis  
Hamburger Haus von 1926 bis 1940*